

**Zeitschrift:** Rote Revue : sozialistische Monatsschrift  
**Herausgeber:** Sozialdemokratische Partei der Schweiz  
**Band:** 29 (1950)  
**Heft:** 7

**Buchbesprechung:** Hinweise auf neue Bücher

**Autor:** A.E. / P.F. / W.F.

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## *Hinweise auf neue Bücher*

Emrys Hughes: Winston Churchill in Krieg und Frieden (Winston Churchill in War and Peace). Unity Publishing Co. Ltd., 239 Seiten, Glasgow 1950.

«Winston Churchill in Krieg und Frieden» kommt als zeitgemäße und sehr notwendige Gedächtnishilfe, gewidmet all jenen Europäern, die geneigt sind, in Winston Churchill den Retter der westlichen Zivilisation zu sehen und über seine politische Tätigkeit bis 1939 und seither den Mantel des Vergessens zu breiten. Wem aber mehr an der historischen Wahrheit als an einer schönen Legende gelegen ist, der wird sich hier ausgiebig dokumentieren können. Churchills Bindung an die Interessen seiner Klasse, die er selbst als Kriegspremier nicht überwinden konnte, sein Haß gegen jeden, der nicht wie er glaubt, allein die Besitzenden seien berufen, England zu regieren, kommt hier so drastisch zum Ausdruck, daß es schon bösen Willen braucht, diese hervorstechendsten Eigenschaften Churchills nicht zu sehen.

Churchill hatte seine große Zeit im Kriege als Symbol des Widerstandes gegen Hitler, den er nicht so sehr als Faschisten, denn als Feind der Großmächtsinteressen Englands bekämpfte. Daß er 1940 sozusagen gegen den Widerstand der Konservativen, aber durch die Zustimmung der Labourpartei zum Kriegspremier wurde, ändert nichts an der Tatsache, daß er seit Kriegsende sein möglichstes getan hat und noch tut, um seine alten Freunde, «those guilty men», die an 1939 Schuldigen, wieder an die Macht zu bringen. Und mit ihnen — was zu den Zwischenkriegsjahren gehörte — Arbeitslosigkeit, sinnlosen Luxus auf der einen und auswegloses Elend auf der andern Seite. «Winston Churchill», sagt Aneurin Bevan, «ist heute weniger der Führer der Konservativen Englands, als deren Lockvogel», der die englische Nation von neuem in das Garn jener Partei einfangen soll, die Churchill selbst in den Jahren 1936—1939 so schonungslos bloßgestellt hat.

Das Büchlein könnte, wie gesagt, auch bei uns einer schädlichen Legendenbildung vorbeugen, wenn es in einer billigen deutschen Ausgabe herausgebracht würde. P. F.

Alfred Döblin: Karl und Rosa. Verlag Karl Alber, Freiburg/München 1950. 682 S.

Alfred Döblin, der einst der äußersten Linken nahestand, vor 10 Jahren aber, in der Emigration, zum Katholizismus übertrat, hat den Versuch unternommen, die Tragödie der sogenannten Deutschen Revolution von 1918/19 in Romanform zu gestalten. Vom Verfasser des Romans «Berlin Alexanderplatz» durfte man wohl ein packendes, erregendes und aufschlußreiches Werk über dieses Thema erwarten. Doch wir werden bitter enttäuscht. Döblin legt uns ein verworrenes, gedanklich und sprachlich verwahrlostes Buch vor, das dem Thema in keiner Weise gerecht wird. Die Titelhelden sind Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg; aber was erfahren wir über diese beiden Menschen? Ueber Rosa Luxemburg lesen wir auf hundert oder mehr Seiten endlose Phantasiedialoge, die sie nach des Autors unerforschlichem Ratschluß mit ihrem im Kriege gefallenem Freund Hans Diefenbach führt; Liebknecht tritt uns als hysterischer Schwachkopf entgegen. Ihre Gegenspieler (Ebert, Scheidemann, Noske usw.) sind lächerliche Schießbudenfiguren; noch größer ist Döblins zersetzender Haß gegen die «Unabhängigen». Bei solcher Verzerrung und Verzeichnung verlieren auch gelegentlich richtige Einsichten ihren Wert. Vollends unklar ist, wozu Döblin in diese Darstellung historischer Geschehnisse langatmige Erzählungen von einem homosexuellen Schuldirektor, einem unappetitlichen ältlichen Liebespaar, einem verwirrten Gottsucher usw. hineinverwoben hat. Nicht nur enttäuscht, sondern abgestoßen und empört legt man das Buch aus der Hand.

W. F.

Julian Towster: Political Power in the U. S. S. R., 1917—1947. 443 p. Oxford University Press, New York 1948.

Der Verfasser, ein ehemaliger Pole, der gegenwärtig als «Assistant Professor of Political Science» an der Universität Chicago amtiert, hat mit dem vorliegenden, reich

dokumentierten Buch das bisher umfassendste Nachschlagewerk über Theorie und Struktur der sowjetischen Staatsgewalt geschaffen. Gestützt auf offizielle russische Originaltexte zeichnet Towster nach streng systematischen Gesichtspunkten die verfassungsrechtliche Organisation der in der Sowjetunion etablierten öffentlichen Gewalt, unter Einbeziehung der von der Kommunistischen Partei ausgeübten Funktionen. A. E.

Giuseppe Berto: Der Himmel ist rot. Ins Deutsche übertragen von Hanneliese Hinderberger. 376 Seiten. Büchergilde Gutenberg, 1950.

Schlicht und ergreifend wird hier von Liebe und Tod, Krieg, Schmerz, Hunger und Elend erzählt. In der zarten Traurigkeit des Romans liegt zugleich etwas Heilendes, Tröstliches.

Der Himmel ist rot vom Schein der Feuersbrünste in der kleinen oberitalienischen Stadt, die bombardiert worden ist. Dieser rote Himmel zeugt von Krieg, von einer sozialen Unordnung, die schon vor dem Kriege da war, zeugt von nicht wieder gutzumachendem Menschenleid, vor allem aber von der zähen Trägheit des menschlichen Herzens. — Und doch sind dem menschlichen Herzen auch andere Eigenschaften als nur Trägheit eigen. Einige Kinder, die zu früh erwachsen sein müssen, zeigen es uns. Nach der Bombardierung haben sie sich zu einer kleinen Familie zusammengefunden. Sie leben außerhalb von Gesetz und Ordnung (doch was bedeuten schon «Gesetz» und «Ordnung» in einer desorganisierten oder noch nie wirklich organisierten Welt?) und leben von Diebstahl und verkaufter Liebe. Ihre Tapferkeit, ihre Güte, ihr feines Gefühl für wirkliches Recht und Unrecht, ihr Schönheitssinn, ihr reines Empfinden und ihre erschütternde Frühreife überzeugen den Leser, gehen ihm nahe und lassen ihn mit dem Verfasser an diese jungen Menschen glauben. Und die Erwachsenen? Können sie wirklich nichts anderes tun, als «müde und müßig an der Sonne sitzen», während junge, zum Guten willige Menschen an der gegenwärtigen Ordnung der Dinge zugrunde gehen? A. V.

Arthur Miller: Focus (Brennpunkt), Roman. 300 Seiten. Universum Verlag Zürich, 1950.

Dieses Buch interessiert ganz besonders diejenigen, die sich mit dem Problem des Antisemitismus und des Rassenhasses oder der Vorurteile überhaupt auseinandersetzen. Der Verfasser beschreibt hier einen Ausschnitt aus dem Leben eines, man wäre versucht zu sagen, Durchschnittsmenschen im üblichen Sinn, würde sich der Geschilderte nicht durch äußerste Empfindsamkeit auszeichnen, der Ende der letzten Kriegsjahre in New York lebt und in die schlimmsten Strömungen des Antisemitismus gerät, mitgezogen wird, dann selbst Opfer von ruchlosen Fanatikern, nach langem innern Kämpfen sich auf die Seite der Verfolgten und Gesetzlosen stellt. Der Verfasser packt das Problem zutiefst an der Wurzel, wie man es nicht bald in der Unterhaltungsliteratur findet, und mit subtil psychologischer Einfühlungsgabe gibt er Einblick in die verworrensten Gedankengänge eines von Vorurteilen betroffenen, mit sich kämpfenden Menschen. Und so sehr man sich durch die Vorgänge auch abgestoßen fühlen mag, so sehr wird man zugleich angezogen von der Treue zur Wahrheit und der Objektivität, die dem Roman seine Prägung gibt, ihn wertvoll macht und den Leser fesselt. Der furchtbare Abgrund menschlichen Kleinmuts und menschlicher Feigheit, die erbarmungslose Aufdeckung tiefster Empfindungen wirkt wie ein Bekenntnis, anklagend und erschütternd.

Leider läßt der Druck des Buches etwas zu wünschen übrig, die auftretenden Fehler und Flüchtigkeiten können dem inhaltlichen Wert jedoch keinen Abbruch tun. sv.

Roi Ottley: Die Schwarze Odyssee. 308 Seiten. (Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 1949.)

Dieses Buch enthält die Geschichte der Neger in Amerika, vom Jahre 1619 an, als die erste Schiffsladung «menschlichen Ebenholzes» nach der Neuen Welt gebracht wurde, bis auf unsere Tage, da 14 Millionen Farbige in den Vereinigten Staaten von Amerika leben. Der Verfasser Roi Ottley ist einer von ihnen.

Er hat eine Fülle von Tatsachen, Geschichten und Anekdoten in das Buch von etwa 300 Seiten gepackt; er vergißt keinen Helden, Märtyrer oder Prominenten seiner «Rasse» und kein Ereignis, bei dem Neger eine Rolle gespielt haben. Aber es ist keineswegs der Versuch einer Weißwaschung der Neger; man erhält vielmehr erneut die Bestätigung,

daß diese ebenso klassengeschieden, so anfällig für menschliche Schwächen, aber auch ebenso fähig und intelligent sind wie die Menschen mit der helleren Haut. Sie haben allerdings in ihrer Geschichte unter einer kaum wieder gutzumachenden Benachteiligung gelitten, indem sie von den Weißen, in deren Mitte sie lebten, in ihrer Entwicklung behindert worden sind — unterdrückt, versklavt, mißachtet und ausgebeutet.

In vielen Einzelheiten wird der langwierige Kampf um ihre Befreiung aus der Sklaverei geschildert, die erst im Bürgerkrieg vor nunmehr 80 Jahren durch Abraham Lincoln besiegelt wurde. Die Neger sind heute freie, aber vielfach noch abgesonderte Staatsbürger; besonders gilt das im Süden der Vereinigten Staaten. Die Wurzeln des Ausschlusses liegen tief in den sozialen und wirtschaftlichen Zuständen, und es besteht eine stillschweigende Abmachung der Weißen fast aller Schichten, die Neger als Menschen zweiter Klasse anzusehen. Erst wenn die Brandmarkung, das Mißtrauen und die Ungerechtigkeit überwunden werden, wird die gesellschaftliche Gleichstellung der «ungebleichten Freien» erreicht sein.

Das Buch gibt nicht nur einen guten Einblick in die bunte Welt der Neger, sondern es zeigt sich auch, daß ihre verworrene Geschichte Schlaglichter auf die Gesamtgeschichte Amerikas wirft und die heutige Situation des demokratischen Landes beleuchtet und beschattet.

P. S.

Adolphe Konschegg: Auch das hat sich ereignet. Novellen. 216 Seiten. Buhl-Verlag, Herrliberg-Zürich 1950.

Adolphe Konscheggs Novellen sollen dem Leser ein Bild Spaniens vermitteln, einen Eindruck seiner Lebensart und seiner Menschen. Oft spürt man die enge Beziehung des Autors zu Spanien, wo er, wie er berichtet, während des Bürgerkrieges in einer internationalen Brigade gekämpft hat, die er aber dann in seiner Novelle «Auch das hat sich ereignet» bewußt oder unbewußt verleugnet. Die kürzeste Erzählung, «Der Zeuge», die Geschichte eines kastilischen Bauern, der zu Unrecht des Mordes angeklagt wird, ist wohl die stärkste Novelle.

Nicht immer gelingt es Konschegg, die eigenartigen Typen Kastiliens, Kataloniens und der Anarchisten klar darzustellen. Das Störendste aber sind die eingestreuten spanischen Brocken, die wohl von den spanischen Sprachkenntnissen des Verfassers Zeugnis ablegen sollen, deren Übertragung aber auf den Leser, der die Sprache kennt, sehr befremdend wirkt.

Im ganzen ist aber zu sagen: wer Spaniens Menschen, ihr Leben und ihr Land kennen und lieben lernen will, der greife besser zu den Werken der spanischen Dichter, der betrachte die Gemälde eines Velasquez und Goya, und er wird einen unmittelbaren Eindruck erhalten, als ihn fremde Reisende vermitteln können.

C. F.

Oskar Maria Graf: Mitmenschen. 232 Seiten. Aufbau-Verlag, Berlin 1950.

Oskar Maria Graf, heute 56jährig und als Emigrant in den USA lebend, ist der Sohn eines Bäckers vom Starnberger See in Bayern; wie er selbst das Bäckerhandwerk erlernte, dann aber nach einem Umweg über ein halbes Dutzend anderer Zufallsberufe Schriftsteller wurde und während des ersten Weltkrieges zur revolutionären Bewegung um Kurt Eisner, Gustav Landauer, Ernst Toller und Erich Mühsam stieß, das hat er uns vor mehr als zwanzig Jahren in seinem großartigen, an tiefen sozialen Einsichten reichen autobiographischen Roman «Wir sind Gefangene» unvergeßlich geschildert. Auch in der Fremde, die ihm nie zur Heimat geworden ist, blieb Graf seiner sozialen Gesinnung, seiner sauberen menschlichen Haltung und seiner politischen Überzeugung treu: «Wie wir die Welt anschauen, wie wir zu den Menschen innerlich stehen, das ist schließlich das Wichtigste im Leben», hat er erkannt. Darum sind auch die «Mitmenschen», von denen Oskar Maria Graf in den Skizzen und Erzählungen seines neuen Buches spricht, nicht etwa große Politiker oder berühmte Schriftsteller (denen Graf gewiß auch begegnet ist), sondern bescheidene, rührende, manchmal ein wenig komische, vom Schicksal gerupfte und herumgestoßene Menschen — etwa «der Quasterl», der erste Proletarier, dem der Kleinbürgerssohn Graf begegnete — oder der kränkelnde von den Bauern verlachte, für alles Schöne und Gute begeisterte Dorflehrer Männer — oder «der unentwegte Zivilist» Johann Otto Schönleber, eine Art österreichischer Soldat Schwejk aus dem ersten Weltkrieg (in dem Graf selbst auf ähnliche Weise zu den «Kriegsdienstverweigerern» gehörte,

denen er auch an anderer Stelle dieses Bandes ein ergreifendes Denkmal setzt). Oder mit welcher köstlichen Selbstironie schildert uns Graf seinen Besuch bei «unserem guten, alten, unverwundlichen bayrischen Lieblingsschriftsteller Doktor Ludwig Ganghofer»! – Die Sammlung dieser mitmenschlichen Porträts ist ein Buch voll dichterischer Kraft, schlichter sprachlicher Schönheit und lauterer, herzerfreuender Menschlichkeit! *W.F.*

**Karl Schefold:** Orient, Hellas und Rom in der archäologischen Forschung seit 1939. 248 Seiten und 32 Abbildungen auf 8 Tafeln. A. Francke AG Verlag, Bern 1949.

Während des zweiten Weltkrieges wurde – zum zweitenmal innerhalb von 30 Jahren – der geistige Austausch zwischen den Nationen und die internationale Zusammenarbeit der Forschung radikal unterbrochen. Der Schaden, vor allem für die Naturwissenschaften, aber auch für die Geisteswissenschaften, ist unabsehbar. Erst langsam schließen sich die Lücken, die der totale Krieg auch durch die Zerstörung vieler Bibliotheken, Sammlungen usw. aufgerissen hat.

Als ganz wesentliche Hilfe zur Überbrückung der Kluft hat der Verlag Francke die Veröffentlichung von «Wissenschaftlichen Forschungsberichten» vorbereitet, deren «Geisteswissenschaftliche Reihe», herausgegeben von Professor Dr. Karl Hönn, nicht weniger als 24 Bände im Umfang von durchschnittlich 200 großformatigen, in vorbildlicher Satzordnung eng bedruckten Seiten umfassen soll. Für die Gebiete der Philosophie, Psychologie, Sprach- und Literaturwissenschaft, Geschichte, Volkskunde, Musikwissenschaft usw. sollen diese Forschungsberichte, aus der Feder von Fachgelehrten, den heutigen Stand der Forschung in großen Linien und in kritischer Würdigung der seit 1939 (zum Teil seit 1933) erschienenen wesentlichen Fachliteratur aus aller Welt darstellen.

Als erster Band ist die vorliegende überaus gründliche und fesselnde Arbeit von Professor Schefold (Basel) erschienen. Sie umreißt in einer interessanten Einleitung den Standort der Archäologie in der Geschichtsschreibung, von Winckelmann bis zur Gegenwart, und orientiert dann eingehend über den heutigen Stand unserer Kenntnisse und Einsichten in die Kultur (insbesondere Architektur, Plastik, Malerei, aber auch Mythologie und Alltagsleben) des alten Griechenland und Rom mit kürzeren Betrachtungen über die Perser und Skythen, Etrusker, Kelten, Spanier und Karthago.

Obwohl sich die einzelnen Bände natürlich in erster Linie an den Fachgelehrten oder doch an geschulte Leser (mit Vorkenntnissen) wenden, verdient das großzügige, verantwortungsbewußte Unternehmen dieser Forschungsberichte, die auf lange Zeit geradezu unentbehrlich sein werden, das Interesse aller, die am geistigen Leben teilhaben wollen. *W.F.*

**The Trend of Scottish Intelligence.** A Comparison of the 1947 and 1932 Surveys of the intelligence of eleven-year-old pupils. Publications of the Scottish Council for Research in Education. Vol. XXX. London, University of London Press, 1949. XXVIII und 151 Seiten. Preis 7/6 s.

Seit etwa zwanzig Jahren besteht der *Scottish Council for Research in Education*, dem wie so mancher angelsächsischen Institution zur Förderung unabhängiger Sozialforschung die reiche Schweiz kaum ähnliches entgegenhalten kann. Er hat eine stattliche Anzahl wissenschaftlich wie praktisch bedeutsamer Untersuchungen gefördert und veröffentlicht. Schon in seinen ersten Jahren wagte er großzügige Erhebungen über die Intelligenz der Schüler, indem er einen vollständigen Altersjahrgang der schottischen Schulkinder in der Zahl von fast 90 000 Knaben und Mädchen einem Gruppentest der Intelligenzprüfung unterzog und daneben für tausend dieser Kinder einen Individualtest ermittelte<sup>1</sup>, der später, da sich für diese Kinder eine leicht überdurchschnittliche Note ergeben hatte, für 874 Schüler des Geburtsjahres 1926 ersetzt wurde<sup>2</sup>.

---

<sup>1</sup> Die Ergebnisse des Gruppen- und Individualtests erschienen in den Publications of the Scottish Council for Research in Education als Band V: «The Intelligence of Scottish Children. 1932. Mental Survey Test.» 1933. 5 s.

<sup>2</sup> Gleichfalls in der genannten Publication als deren Band XV: A. M. Macmeeken «The Intelligence of a representative Group of Scottish Children.» 1939. 5 s.



Auf der Jahresversammlung des Research Council vom Juni 1945 kam ein Vorschlag des Population Investigation Committee zur Sprache: im Hinblick auf den bedenklichen Rückgang der Intelligenz im schottischen Volke wegen der klassenweisen Unterschiede der Geburtenhäufigkeit die Erhebung von 1932 zu wiederholen. Beratungen zwischen den beiden Organisationen führten bereits im März 1946 zum Ziel. Die auf 4000 Pfund geschätzten Kosten des Surveys übernahm das Bevölkerungskomitee aus Subventionen der *Nuffield Foundation* und der *Eugenics Society*, so daß nur die Drucklegung des Berichtes zu Lasten des Research Council verblieb. Und dieser bestellte im Mai 1946 das *Mental Survey Committee* aus 15 Vertretern der verschiedenen wissenschaftlich und praktisch interessierten Gruppen. Unter seiner Leitung wurde die Erhebung unverzüglich vorbereitet und im Jahre 1947, gefördert durch die Behörden des schottischen Erziehungswesens unter bereitwilliger Mitarbeit der lokalen Schulen, durchgeführt. Der erste Berichtsband lag schon im Frühjahr 1949 vor. Ich erwähne diese technischen Einzelheiten mit Bedacht, unter anderm wegen der vorbildlichen Schnelligkeit des Unternehmens, das immerhin über 70 000 Schüler des ganzen Landes erfaßte.

Von den bisherigen sachlichen Ergebnissen, die zum Teil durch gute Diagramme veranschaulicht sind, verdienen vor allem zwei unsere Aufmerksamkeit. 1. Es bestätigen sich wiederum die früheren Beobachtungen<sup>3</sup>, daß die Kinder aus großen Familien ungünstigeren Intelligenztest aufweisen als die mit wenigen Geschwistern, wobei freilich immer noch nicht abgeklärt ist, «ob die großen Familien groß sind, weil sie wenig intelligent sind, oder wenig intelligent, weil sie groß sind». — 2. Wider alles Erwarten reagierten die elfjährigen Kinder (besonders die Mädchen) 1947 günstiger auf die Tests als 1932. Doch darf daraus noch nicht auf gestiegene Intelligenz geschlossen werden. Dem zeitlichen Vergleich stehen komplizierte methodische Schwierigkeiten entgegen. — Daneben bietet der vorliegende Band eine Fülle anderer Nachweise, die in den folgenden Bänden wohl noch wesentlich vermehrt werden.

Feld.

Maria Sevenich, Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Katholizismus, 1949. Verlag: Auerdruck GmbH, Hamburg.

Stellen wir zuerst einmal die Verfasserin der 96 Seiten starken Schrift vor! Wir lesen auf Seite 8: «Als ich mich, die ich in jungen Jahren Kommunistin geworden war, im Jahre 1936 heimfiel zum Glauben und zu der katholischen Kirche (nicht aus rationaler Überlegung, sondern weil ein Erlebnis der Gnade übermäßig wirksam wurde), war diese Heimkehr ein Weg durch tiefe innere Not... Der innere Kampf fand erst dann ein Ende, als mir die Erkenntnis ward, daß der Kampf um die soziale Gerechtigkeit eben überall geführt werden muß, auch — und vielleicht vor allem — in der Kirche selbst.»

So kann es nicht verwundern, daß die Schrift mit den Worten beginnt: «Der Kirche droht Gefahr! Zu allen Zeiten ist diese Not in den Herzen treuer Katholiken aufgebrochen.» Es werden dann Beispiele aufgezählt von Heiligen, die versucht haben, die Gefahr von der Kirche abzuwenden. Sie haben sich die Ehren des Altars erworben — andere, ebenso lautere und redliche Kämpfer gegen Entartung der Kirche, haben auf dem Scheiterhaufen geendet, und wer versucht, in diese Dinge etwas genauer einzudringen, der wird erfahren: daß es reine Lotterie ist, wohin solche sorgenden Seelen der Weg führt.

Weiter! So sehr sich die tapfere Verfasserin, die ein ungeheuer ausgedehntes Beweismaterial vor uns ausbreitet, es mit Scharfsinn und dem unbeirraren Tiefblick eines starken Herzens würdigt, auch bemüht, den Nichtkatholiken in die Dinge einzuführen, die ihr und wohl noch einigen andern kirchentreuen Katholiken zu schaffen machen — es bleibt etwas unerörtert, was uns vor allem beschäftigt und was wir in Anlehnung an die Eingangsworte der vorliegenden Schrift etwa so formulieren möchten: Von der Kirche her droht Gefahr! Der Machtapparat der römisch-katholischen Kirche steht bei der sehr offensiven «Verteidigung» der Mammons- und Molochsfeste an erster Stelle.

Alle die Wünsche, die die Schrift unerfüllt läßt, tun ihrem hohen Wert keinen Eintrag; es bleibt ein verdienstliches Werk, daß hier die Erinnerung an empörende und beschämende Dinge wachgehalten wird, die zu vergessen Pflichtvernachlässigung wäre bei

<sup>3</sup> Vgl. Schweizer Erziehungs-Rundschau, April 1950: Das Intelligenzdefizit in kinderreichen Familien.

allen denen, welche sich mühen wollen, sich in den Wirren der Gegenwart zu orientieren und aus dem Dunkel unserer Zeit einen Ausweg in eine hellere Zukunft zu suchen. Eine kurze Aufzählung mag das wenigstens andeutungsweise zeigen: Wir werden erinnert an die Rolle des spanischen Episkopats und des Heiligen Stuhls im spanischen Bürgerkrieg; wieder tauchen vor uns die Bischöfe auf, die in vollem Ornat neben Henkern und Schlächtern die Hand zum Faschistengruß erheben; wir vernehmen, wie baskische Priester, die auf Seite der legalen Regierung stehen, in Rom verschlossene Türen finden; wir vernehmen eine Rekapitulation dessen, was in Österreich geschehen ist, vom Dollfuß-Staatsstreich bis zum Einmarsch der Hitlerhorden, unter dem Segen eines Kirchenfürsten, der immer noch als «Seelenhirte» wirkt; die Erinnerung lebt wieder auf an die Hilgenrainer und Tiso, Prälaten, die die Sudeten und die Slowakei Hitler zugeführt haben; wir erfahren auch, wie wendig Kurie und Episkopat nach der Katastrophe des Dritten Reiches den «Anschluß» an die Widerstandsbewegung usw. suchen.

Und wir vernehmen weiter einen interessanten Briefwechsel zwischen einer sozialdemokratischen Parteisektion im Rheinland und dem erzbischöflichen Stuhl in Köln wegen der Äußerung eines streitbaren Kaplans: «Es ist unmöglich, gleichzeitig guter Katholik und wirklicher Sozialist zu sein.» Für England, das mehrheitlich nichtkatholisch ist und wo die Arbeiterpartei an der Regierung ist, kann die alleinseligmachende Kirche anders: dort hat nämlich ein Kardinal einen Dispens ausgesprochen; man kann also in Großbritannien Labourmann und Katholik sein!

Wo aber die Mehrheit katholisch ist (und wäre sie es auch nur noch dem Namen nach), da kennt Rom keine Toleranz. Mit allen Mitteln sucht es zu halten, was es zu haben wähnt. Vielleicht das erschütterndste Geständnis finden wir auf den Seiten 35/36 dieser Schrift: ein Zeugnis des katholischen Schriftstellers Georges Bernanos über eine Unterhaltung mit einem Domherrn, das folgendermaßen schließt: «Bei unserer letzten Generalversammlung der Pfarrer (1935), die unter dem Vorsitz seiner bischöflichen Herrlichkeit stattfand, wurde der Beweis erbracht, daß im vergangenen Jahr nur 14 Prozent der Mallorcaner zur Osterbeichte gekommen sind. *Eine so ernste Lage rechtfertigt außerordentliche Maßnahmen.*» Darum die schauderhaften Strafexpeditionen . . .

Das führt zum Schluß: auch noch so tapfere Schriften von Katholiken werden es allein nicht schaffen; dauernden Erfolg verspricht erst die unablässige Aufklärung über die Zusammenhänge zwischen der Papstkirche in Rom und den Dirigenten der mammonistischen und militaristischen Reaktion! Momentan aber wird diese Aufgabe noch sehr vernachlässigt; um so verdienstvoller ist es, daß ein erster Hahnenruf gerade von dieser katholischen Seite ertönt.

O. V.

Matteo Marangoni: Die Kunst des Schauens. Wie betrachtet man Bilder und Plastiken? 277 Seiten, 144 Abbildungen. Zweite Auflage. Fretz und Wasmuth Verlag AG, Zürich, 1944.

Die Ausstattung des Werkes ist hervorragend. Leider können wir den Ausführungen des Verfassers, die den Eindruck einer Causerie hinterlassen, eine ähnliche Anerkennung nicht zollen. Für welches Publikum Marangoni glaubt immer wieder betonen zu sollen, daß der Wert eines Kunstwerkes nicht im dargestellten Objekt, sondern in der Form der Darstellung liege, ist uns unerfindlich. Einen andern «Leitgedanken» besitzt er nicht. Das Buch soll, wie der Untertitel hervorhebt, eine pädagogische Bestimmung erfüllen, doch verfügt der Autor nicht über die geringste pädagogische Begabung. Statt die in prachtvoller Reproduktion beigegebenen Kunstwerke zu besprechen und zu ihrer Betrachtung anzuleiten, glossiert er sie bestenfalls durch Randbemerkungen, die dazu noch oft ohne Zusammenhang aneinandergereiht werden. Schade, daß das überaus klug geschriebene Buch von Paul Brandt: «Sehen und Erkennen — Eine Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung» (Leipzig 1929) nicht mehr erhältlich ist.

A. E.